Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933
1925

205 (5.9.1925) Wissenschaft und Bildung

Visual Library

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 5. September 1925

Von schönen und alltäglichen Seelen

Von Oskar von Wertheimer

Schöne Seelen haben **keinen Alltag.** Der Alltag liegt nicht in der Welt, sondern in der Seele, die nicht genug Kraft hat, die Welt zu erfassen und zu umfangen. Die Dinge ermüden uns dann, wenn wir ihre Oberfläche sehen, denn diese ist immer gleich und glatt, aber ihre Tief ist wechselnd und unalltäglich. Die Welt ist voll Farben und Wunder, immer anziehend und berauschend, neu und unergründlich. Ist es nicht so, daß der, der nur einen leisen Schritt in den Wundergarten getan hat, sich immer mehr in ihm verliert und staunend seine Unbegrenztheit erkennt? Nur wer das Tor zu dem Garten nicht fand, wer vor den Mauern steht, ohne zu ahnen, was hinter ihnen liegt, der sagt: „Hier ist das Ende und der Weg lohnt nicht die Mühe". Auch für Unglückliche bleibt die Welt groß und tief. Vom Alltag reden die, die aus seinem engen Kreis nie heraustraten. Aber wer sich im Schauspiel der Natur verliert und, beladen vom Schimmer und Seltsamen, das der Tag ihm brachte, zurückkehrt in den Kreis, den gemeinsame Liebe schuf, der kennt den Alltag nicht, denn er ist nicht in seinem Herzen. Wir bilden die Welt, wie Kraft und Gefühl es uns heißen. Der gleiche Gedanke und das gleiche Wort erwecken in jeder Seele ein anderes Bild. Und doch scheint allen dieselbe Sonne, und der gleiche Himmel wölbt sich über alle. Aber in jeder Seele spiegeln sie sich anders wider. Mancher Seelenspiegel ist hell und klar, mancher trüb und fahl. Die Seele, die viel von der Welt erfaßt, wird groß und reich, die nichts sieht und fühlt von ihr, wird arm und klein und kleinlich. Und wie sie selbst ist, so erscheint ihr die Welt: der einen reich und unergründlich, der anderen arm und klein. Doch die Welt umfaßt allen Reichtum. Farben, aber nur der Maler sieht sie, Töne aber nur der Musiker hört sie, Gefühle, doch nur der Dichter versteht sie. Schönheit und Größe, doch nur schöne und große Seelen erkennen sie. Auch Niedrigkeit und Häßlichkeit, von denen so viele reden; manche, weil sie sich von ihnen angezogen fühlen; andere, weil sie von ihnen abgestoßen werden und sie bekämpfen und in ihnen versinken, da sie nicht die Kraft haben, Brücken und Gewölbe ihrer eigenen Schönheit und Größe über ihnen zu bauen.

Unser ganzes Leben ist ja ein **Brückenschlagen** und **Wegebauen.** Nur sind allzu viele, schlechte Baulente oder wissen nicht, daß man bauen muß, um hoch wohnen zu können. Die schöne Seele baut über jeden Augenblick einen eigenen Dom der Gedanken und legt unter jeden die Kissen ihres Gefühls. Die alltägliche Seele weiß nichts von der Kunst des Bauens, von der Kraft des Gestaltens, von der Tiefe des Erlebens, von dem immer neuen Erschaffen der Welt. Sie ahnt nichts von den Grazien, die jeden Schatten und Hauch umspielen, nichts von den rätselhaften Gnomen, die hinter allen Dingen kauern und lauschen, nichts von den Blumen, die auf Felsen wachsen, nichts von Sternen, die nur in dunkelster Nacht strahlen, nichts von der Schönheit des Sturmes und der Erhabenheit der Ruhe, nichts von der Reinheit des Morgens und der Glut des Abends, nichts von dem Glück der versengenden Sonne und der Herrlichkeit des tiefen Winters, nichts vom Schweigen des Waldes und vom Singen der Vögel, von der Schönheit des werdenden Frühlings und des sich neigenden Herbstes, sind nichts vom Schönsten des Schönen und Seltensten des Seltenen, von edler Liebe. An die gewöhnliche Seele tritt der Tag heran wie ein Bettler zum andern, und da keiner den andern zu beschenken vermag, so schenken sie einander ihren Haß und ihre Feindschaft. Und den Haß gegen die Welt, die sie nicht zu erobern vermag, nennt die arme Seele ihren Alltag.

Die schöne Seele sucht **nicht das Glück, sondern die Vollkommenheit** thront hoch über dem Glück wie der König der Hofleuten. Sie verwandelt auch das Glück, wenn sie es in ihre Arme schließt. Das Glück kann ein Weg sein, eine Stufe zum Tempel der Vollkommenheit, eine treibende Kraft, ein vorwärtsjagender Windstoß zu ihr. Aber Streben nach Glück ohne Streben nach Vollkommenheit ist eine irdische Pflanze ohne himmlischen Tau. Glück ohne Sehnsucht nach Höherem heißt Zufriedenheit und ist das Grab alles Edlen und Schönen. Zufriedenheit ist ein Bleigewicht, das der Seele den Flug nach lichten Höhen und den Eintritt in das Paradies verwehrt. Gibt es eine glückliche Liebe ohne Reinheit und Klarheit, ohne Schönheit der Worte, der Gebärden, der Gedanken, — ohne Vollkommenheit? Alltäglichen Seelen flattert Liebe, die sie streifte, rasch davon, denn sie wissen nicht, daß Liebe immer neuerschaffen und gehütet und gepflegt werden muß, und daß man vor allem sich selbst hüten und pflegen und bewahren muß, wenn man Liebe schenkt und Liebe empfängt. Der kostbarste Stein verlangt den kostbarsten Ring, das schönste Bild den seltensten Rahmen, Adler horsten nicht in engsten Tälern, die schönste Kirche fordert des weitesten Platz um sich, und die Sonne braucht eine Welt, um darin zu scheinen. Allzu viele aber glauben, man könne auch unter Bettlern der König bleiben. Aber wer unter Bettlern herrschen will, muß zuerst der ärgste Bettler werden. Keine Blume verblüht so rasch, wie die der Liebe, wenn sie im trockenen Erdreich wachsen muß. Wer Liebe und Glück empfangen hat, muß immer höher steigen, denn beide ersehnen eine herrliche, weite Aussicht um sich daran zu laben und zu stärken. Die Wege der Liebenden sind bestreut mit Rosen und alle Sterne sammeln sich über ihren Häuptern, aber die meisten Herzen sind blind für diese Wunder. Die Liebe verschönt das Leben, aber das Leben muß wieder die Liebe verschönen. So wachsen und blühen beide wunderbar empor. Nichts ist so zart wie die Liebe, — wie wäre sie nicht am leichtesten zu verwunden? Ein Augenblick ein Wort, ein Lächeln erschaffen sie, aber ein Augenblick, ein Lächeln, ein Wort können sie wieder töten.

Das Glück der schönen Seele ist ihre Freude an der wachsenden Vollkommenheit. Ihr Glück ist unendlich höher, reicher als das des Alltags, ihr Unglück tiefer, aber in seiner Tiefe noch schöner und erhabener als das gewöhnlicher Seelen. Schöne Seelen können an einer Liebe sterben oder eine traurige Liebe überwinden, aber sie werden es immer in Schönheit tun. Für sie ist die Liebe ein Sprungbrett in weite, tiefe Meere und ein jenseitiges lockendes Ufer, gewöhnliche Seelen verderben die schönste Liebe durch ihre Häßlichkeit. Nur eine schöne Seele kann standhaft sein, und wieviel Schönheit liegt nicht in der Standhaftigkeit. In Schönheit zu sterben ist kein leerer Wahn, sondern oft eine letzte Erfüllung. Alle Wege schöner Seelen führen zur Natur. An ihre Felsmauer lehnen wir den Rücken, schutzsuchend wie ein Wanderer im Sturm, wenn Schmerz und Jammer uns von allen Seiten bedrängen. Was edle Herzen denken und tun, ist erfüllt von Natur und darum auch erfüllt von Schönheit. Die Tage der alltäglichen Menschen gehen über ihr Leben kalt und leer wie ein winterlicher Wind über ein Stoppelfeld. Ihre Tage kennen nicht Wärme, Rausch und Traum, die geboren werden aus der Hingabe an die Natur. Über das Leben schöner Seelen wölbt sich der Traum wie der blaue Himmel über blühende Erde. Er steigt wie Flammen empor aus glühenden Herzen. Gewöhnliche Seelen haben nicht die Kraft, Himmel zu erbauen und Flammen sprühen zu lassen, und so wissen sie auch nichts von Träumen. Und höchstens sind ihre Träume Seifenblasen, die, trügerisch schillernd, beim ersten Lufthauch vergehen.

Der Alltag macht das Leben zur Wüste, in der die Sandkörner die Sekunden sind, das Wandern eine Qual ist und in der auch der Sturm nur die Qual erhöht, und uns Sand in die Augen treibt. Er ist ein Weg ohne Bäume, die das Bild beleben und das Vorwärtsschreiten erleichtern, ohne Hecken, die zu beiden Seiten gepflanzt sind und den Weg abgrenzen und formen, ohne Lichter, die führen und leuchten und in finsterer Nacht Trost spenden. Aber für die schöne Seele hat jede Stunde ihre eigene Blume und ihren eigenen Schimmer, sie nimmt wehmütig Abschied vom Tag, der schön war, und sehnt sich dem Morgen entgegen. Immer staunt sie und ist erfüllt von Dankbarkeit und macht das stets Wiederkehrende selten und neu. Sie liebt das Himmliche wie das Irdische, die Ehrfurcht, die Schönheit und die Harmonie, und sie beugt das Knie vor der Geliebten als der schönsten Erfüllung.

Gibt es eine Brücke vom Alltäglichen zu schönen Leben? Man kann den Flug des Adlers nicht erlernen und nicht den stolzen Gang des Löwen. Aber Unkraut kann ausgejätet, Wüsten können in Gärten verwandelt werden, und der wildeste Baum läßt sich in eine schöne Form zwingen. Vieles im Menschen läßt sich wandeln, mehr als der Schein verrät. Viele gingen für die Schönheit verloren und die Schönheit für sie, weil sie keinen Führer fanden. Viele wohnen in elenden Hütten, weil niemand ihnen zeigte, wie Paläste gebaut werden. Und viele stürzten in den Abgrund, weil sie nicht wußten, daß Brücken über ihn führen in ein besseres Land. Die Menschheit ist ein großes Ackerfeld, das des Regens harrt, der die Saat zur Reife bringt.

Indische Liederdichter

Von Dr. **Hans Benzmann.**

Indien ist das Land uralter Weisheiten und uralter Heldengesänge. Von den ältesten Hymnen wie von den indischen Nationalepen „Mahabharata" und „Ramajana" soll hier jedoch nicht die Rede sein. Es frägt sich, ob auch schon die älteste und dann auch die spätere indische Poesie Lieddichtung, **reinlyrische** Dichtung, wie wir sie auffassen, aufzuweisen hat. Liedartige Gedichte findet man nun bereits in dem Buch „Vat ajana", dem Buch der Liebe, das in sanskrit-Schriftsprache abgefaßt worden ist. Diese indische „Ars amandi", die das Problem Ovidas, die Kunst zu lieben, mit erstaunlicher Ausführlichkeit und Selbstverständlichkeit behandelt, war ein Erziehungsbuch. Es gibt auch für den Haushaltungsunterricht wie für Literaturstunden jungen Mädchen sehr verständliche Ratschläge. Das Buch ist mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften ins Deutsche übertragen worden. (Vatsayana, aus dem Sanskrit übersetzt von Richard Schmidt, Leipzig, W. Friedrich 1900.) Die Wissenschaft nimmt übrigens an, daß die „Vatsayana, dieser wichtige Spiegel altindischer Lebens- und Liebeskunst", mindestens 2000 Jahre alt ist. Man findet in ihr zwischen lehrhaften Poesien einzelne Merkregeln für Liebende, die zart und fein wie ein Liedchen wirken. Konrad Haußmann, dem wir manche anmutige Nachdichtung orientalischer Poesie verdanken, hat jüngst eine interessante Sammlung „Uralte Lieder aus dem Morgenland" (in deutschen Strophen, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) herausgegeben. Wir finden in diesem Büchlein älteste ägyptische Lieder, assyrisch-babylonische, hebräische, chinesische, arabische, persische Gedichte usw. und auch einige jener graziösen Strophen aus der Vatsayana, von denen ich hier die folgenden mitteile:

Wisse, jedes Mädchen läßt
Sich gefallen Männerworte,
Aber gerne bleibt die Pforte
Ihrer Lippen zugepreßt.
Mädchen horchen fort und fort,
Wenn sich junge Wünsche regen,
Auf der Männer flinkes Wort,
Sagen nicht ein Wort dagegen.

Übrigens findet man derartige Spruchpoesie, die fast liedartig anmutet, auch in anderen alten Dichtungen, auch z. B. in „Mahabharata".

Eigentliche Lied- und Stimmungspoesie ist dann aus der späteren Zeit überliefert worden. Die Blüte der indischen Lyrik und der indischen Kunstdichtung überhaupt, auch des Dramas, fällt in die Zeit zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert n. Chr., Kalidasa (5. Jahrhundert), Bhartrihari und Amura (beide 7. Jahrhundert) sind die leuchtendsten Namen aus diesem Zeitalter der klassischen Blüte indischer Lyrik. Auch Proben dieser späteren Dichtung liegen in sinngemäßen deutschen Nachdichtungen vor in dem Buche Die indische Harfe" (von Hans Bethge, Gyldendal, Verlag, Berlin). Freilich gehen diese Nachdichtungen indischer Lieder zum größten Teil auf die deutschen Prosatexte zurück, die Otto Böhtlingk in seinem dreibändigen Werk Indische Sprüche" zugleich mit den entsprechenden Sanskrittexten dargeboten hat. Aber der innere Stil, der sprachliche Zauber, der trotz seiner blühenden, farbigen und phantastischen Wirkung durch einfache Mittel erzielt wird, entspricht doch dem Charakter der indischen Originale, ihrem Geiste, ihrem so beseelten Wesen. Die schwüle Glut des indischen Sommers und der üppigen Regentage liegt über diesen Liebespoesien; aber leuchtend heben sich die menschlichen Gestalten aus der bunten Pracht der betäubend duftenden Gärten und Haine.

Kalidasa, der gefeiertste unter den Dichtern Indiens, lebte im 5. oder 6. Jahrhundert, sein Leben verliert sich ganz in der Legende. Er soll durch die Hand einer Frau ermordet worden sein. Die Indier haben kaum etwas Tatsächliches aus dem Leben ihrer großen Dichter in der Erinnerung bewahrt, und es ist bezeichnend, daß die Phantasie, mit der sie nachträglich jene verrauschten Lebensläufe ausgeschmückt haben, zumeist aus erotischen Vorstellungen erblüht. Es sind fast immer die Liebesabenteuer, die der Volksmund aus dem Leben der großen Dichter legendarisch berichtet.

Kalidasa ist als Indiens größter Dramatiker bekannt. Seine feinste Lyrik findet man in dem Gedicht „Die Jahreszeiten" (Ritumsambara). Es sind feine, zarte, aber die Leidenschaften der Liebe doch zumeist recht deutlich andeutende Stimmungsgedichte, die mit japanischer und chinesischer Lyrik nicht nur dieses lyrisch reizvolle Wesen, den mit knappsten Mitteln erzielten Reichtum an Stimmungsmomenten und Nuancen gemein haben, sondern auch die Einführung in das Leben und Weben der Natur, wovon z. B. die arabische Dichtung wenig beeinflußt ist.

Im Wasser spiegeln rosafarben sich
Die Lotosblüten, bunte Enten tauchen
Hinab, hinauf, am Ufer hocken Schwärme
Von Kranichen, es weht der weiche Wind
Das Singen eines fernen Schwans herüber —
Und Liebesluft stiehlt sich in jedes Herz.

oder

Reisfelder stehen mit geneigten Halmen
In Reife da. Der Wind wühlt in den Zweigen
Des Mangohaines, von den Wasserlilien
Weht Duft herüber, stiehlt sich in die Herzen
Der Jünglinge und läßt sie rascher schlagen
Und facht die Lust nach neuem Liebesspiel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ferdinand Kürnberger:
(1821—1879)

Die Blumen des Zeitungsstils

2. Pöbelhafter Zeitungsstil

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania" den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern . . . . .

Ich möchte mir's doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu tun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu tun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu tun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu tun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem andern etwas „ins Gesicht zu schleudern", habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hoch halten, so sehr sich „Pokrok" bemüht, es **in den Kot zu zerren.**

Was hat der Kot mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu tun? Welcher Interessenstreit könnte in irgend einem Sinne beim Kot ankommen? Gehört der Kot in die Oekonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem samtenen Diwan liegen: er ist ja doch ein Mensch und der Diwan ist menschenwürdiger als der Kot. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Kot; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene Wetter nicht, um meinen Gegner **in den Staub zu treten!** Ich baue meine Zeitung weder aus Kot, noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die Kreuzzeitung und die Volkszeitung **liegen sich einander in den Haaren. . . .**

Ein Schauder überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren" liegen? Ich habe es noch nie von den ungebildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen, aber so leidlich zivilisiert sind unsere Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mir der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare geraten und sich in den Haaren liegen!!

Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue achten, welches heute **begeifert,** was es gestern verhimmelt . . . Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affektes, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der Vierte im Bunde: ein Zeitungsredakteur! Der Nächstbeste ihrer Kollegen geifert in jedem ihnen beliebigen Augenblicke!

Ich weiß nicht, ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbouquets gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgeteilten Probe-Exemplare waren aus dem Kot und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Tau von Geifer besprengt. So zubereitet wurden sie uns **galant** überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert.

Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsanthologe beim Zipfel und nötigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen nämlich — dicht unterm **Galgen.**

Wer wird da **gegeißelt?** Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir Henkersknecht, wer trug dir auf, ein so bestialisches Urteil . . . . . .

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredakteur und ergötze mich höchlich daran, einen meiner Kollegen zu geißeln. Ich habe ihn erst mit **ätzender Lauge überschüttet,** was ich von einem Waschweibe lernte; es nützte nichts und nun geißle ich ihn, was ich von Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten
Sind zu eurem Schutz vonnöten;

und Waschweib und Henker zum Journal-Redigieren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der satirischen Literatur hat es längst schon gehabt. Wir haben es aus den lateinischen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutsche geht; wir fanden es schon bei den Römern.

Das ist wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln sagen, sagt der Römer castigare, aber das heißt castum agere, etwas **keusch** und **rein** machen. Diese Etymologie fiel mit vollem Verständnis ins römische Ohr und sie klingt menschlich genug. In unser Ohr fällt nichts als die klatschende Geißel, ein Bild der nackten Bestialität. Wir haben castigare ziemlich leichtsinnig mit „geißeln" übersetzt: dieses heißt flagellare, aber das gebraucht selbst der harte und grausame Römer nicht in jener geistigen Bedeutung, welche bei uns durch das mißbräuchliche „geißeln" geschändet wird. Die richtige Uebersetzung für castigare wäre „züchtigen", wo ins deutsche Ohr der Begriff Zucht, — „Zucht und Sitte" fällt, so daß züchtigen fast „sittigen" heißt und genau den Begriff von keusch- und reinmachen bekommt. Geißeln ist einfach viehisch und entbehrt jedes moralischen Begriffs.

Und möchte „geißeln" noch eine frühere und schon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs sein; neuere und durch den Zeitungsstil allein in Schwung gekommene, von ihm mit Vorliebe und verschwenderisch gebrauchte Ausdrücke kultivieren die Rohheiten der Henkerssprache noch eines weiteren. Denn nicht nur daß die Zeitungen mit nie gesättigter Wollust unter einander sich geißeln; sie **brandmarken** sich auch, sie **drücken sich ein Brandmal auf die Stirne** und sie stellen sich **an den Pranger.** Zum deutlichen Beweis, daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig, sondern als ein tiefgefühltes Bedürfnis und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt.

Als ein tiefgefühltes Bedürfnis! Ist es an dem, so dürfen wir unsere Kritik nicht schließen, ohne auf mildernde Umstände zu plädieren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfnis.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspresse hat ein natürliches Bedürfnis, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt, — wie wir es gerne tun — finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Verteidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspresse, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgertums genannt, aber das Bürgertum ist ein gar zahmes, friedliches und zivilisiertes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Rittertum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich motiviert, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir die Schuld auch mildern, ein Unglück bleibt es trotzalledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungspresse das Bedürfnis einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen zivilisierten Erdkreis und nicht bloß in Deutschland allein. Desungeachtet bietet uns keine Journalistik, — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische, — keine Journalistik der ganzen Kultur-Peripherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es müßte also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und brauchen wir denn einen bündigeren Beweis dieser Möglichkeit als unsere Klassiker! Ich denke Lessing hat stark und nachdrücklich zu sprechen gewußt! Gottlob, daß unsere Klassiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig sind; dieses Gegengift stellt just zur rechten Zeit sich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreiteste Literatur-Element, die Journalistik, eine so unreine Sprache bei uns in die Phantasie und auf die Zunge aller gelegt.

Und so lese ich denn schon lange meinen Lessing fast nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, insofern es bleibend, ging ja in Fleisch und Blut über; fast der halbe Lessing aber besteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet ist. Wer lächelt nicht schmerzlich, wie viel Papier ein Lessing daran wendete — um einem Epiker Dusch, oder selbst einem Herrn Geheimrat Klotz ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweisen! Welch prächtige Donnerwetter um solcher Oulette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Diese Donner- und Wettersprache lese ich — etwa wie ein Römer unter Theodoerich die Klassiker des Augustus las, — bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend schnell zu verrosten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein starkes und nachdrückliches Deutsch sprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu schwingen, in den Haaren zu liegen, in die Gesichter zu schleudern, sich in den Kot zu zerren und sich an den Pranger zu stellen.

Namentlich aber zeichnet der Dichter das erotische Empfinden des Weibes mit wundervollen, man möchte sagen, üppigschlanken Linien und mit beseelter Sinnlichkeit:

Die Mädchen sehen auf ihre stolzen Glieder
Mit Lust hinab: da hat der Liebste sie
Umarmt, geküßt. Mit einem leisen Dehnen
Des Körpers gleiten sie in ihre Kleider,
Hinkugend durch das aufgelöste Haar.

Auch von **Bhartrihari,** dem zweiten der klassischen Lyriker Indiens, der vermutlich im siebenten Jahrhundert lebte, erzählt man eine charakteristische Legende. Es heißt, daß er zwischen Weltlust und stiller Frömmigkeit fortwährend hin- und hergetaumelt sei; siebenmal soll er Mönch geworden und siebenmal zu den Freuden der Welt zurückgekehrt sein. So oft er im Kloster lebte, ließ er draußen einen Wagen warten, der immer bereit war, ihn den irdischen Freuden wieder zuzuführen, wenn ihn das Verlangen danach überwältigte. Es gibt kaum ein treffenderes Symbol für das Sinnlich-Übersinnliche in Bhartriharis Kunst als dieser fortwährend vor dem Kloster wartende Wagen. Drei Zenturien sind von dem Dichter erhalten: hundert Strophen der Liebe, hundert der Weltweisheit und hundert der Weltentsagung. Seine schönsten Verse hat er der Liebe und der Entsagung geweiht.

Auch in seinen Gedichten findet man die zarten Linien und Farben einer kultivierten Liebespoesie, einer beseelten Wollust wieder; doch scheint er weniger als Kalidasa die Natur zu lieben. Charakteristisch ist für ihn folgendes Gedicht:

Sie plaudern mit dem einen, einem zweiten
Werfen sie buhlerische Blicke zu,
Ihre Gedanken weilen bei dem Dritten,
Des Bild in ihrem wankelvollen Herzen
Errichtet ist. Wer wirklich der Geliebte
Der Frauen ist, — wem wäre das wohl klar?

Amaru, der dritte der großen Lyriker, hat überhaupt nichts anderes besungen als die Liebe. Über das Thema Weiber ergeht er sich in immer neuen Variationen in seiner Sammlung der hundert Liebesstrophen. Er ist ein Meister der stimmungsvollen Gegenständlichkeit, der nüancenreichen farbigen Abtönungen, der zarten andeutenden Umrisse.

Auf lange leuchte dir das reizende
Gesicht des schlanken Mädchens: Beim Genuß
Der Liebe schweb es vor dir, eingerahmt
Von den in Unordnung geratenen Locken,
Geschmückt mit Ohrgehängen, welche schwanken,
Und auf der Stirn bedeckt mit feinen Perlen
Wollüstigen Schweißes, und die Augen glänzen
Gar süß ermattet nach dem Liebesspiel . . .
So lang dir dieses wird, was brauchst du da
Wischnu und Schiwa und die anderen Götter?

*

Sie hatte schüchtern zu ihm aufgesehen:
Dann hatte sie mit flehender Gebärde
Die Hände ihm geboten. Endlich aber
Hat sie um seine Schärpe sich geklammert
Und hat ihn frei und ohne Falsch umarmt.
Er aber, dessen Herz verhärtet war,
Wies alle ihre Liebe kalt zurück,
Und ging hinweg. Da hat sie still dem Leben,
Doch ihrer Liebe nimmermehr entsagt.

Die Legende erzählt, wieso Amaru zu dieser intimen Kenntnis der Liebe und des Wesens der Frauen gelangt ist. Er wurde h undertmal als Weib geboren, ehe er als Dichter auf die Erde kam.

Bücheranzeigen

Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794—1815. Herausgegeben von **Maria Fehling.** Groß-Oktav, 542 Seiten, mit einem Bildnis Johann Friedrich Cottas. In Büttenumschlag Mk. 9.—. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.) — Diese Sammlung von zumeist unveröffentlichten Briefen an Johann Friedrich Cotta, den großen Verleger und Freund Schillers und Goethes, ist eine Veröffentlichung von hoher kulturhistorischer Bedeutung. Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis mit den Namen der edelsten und würdigsten Geister des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zeigt das Universale dieser Korrespondenz, die wie kaum eine andere geeignet ist, die Einzigartigkeit jener Epoche der deutschen Geschichte, da die Gestirne Goethes und Napoleons die Stunde regierten, in ihrer Vielseitigkeit lebendig widerzuspiegeln.

Erzählungen von Iwan Turgenjew. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von **Siegfried v. Vegesack.** Mit einem Bilde des Dichters. (Langens Auswahlbände, Band 20.) Preis in Leinen gebunden 4 Goldmark. Verlag von Albert Langen in München. —Von Turgenjew, der heute noch in dem glänzendsten Viergestirn russischer Erzählkunst — Gogol, Turgenjew, Tolstoy und Dostojewski so hell und groß leuchtet, wie nur je, hat der Verlag Langen einen Auswahlband Novellen herausgebracht. „Erste Liebe", „Pjetuschkow" und „Mumu", jene drei „unsterblichen Novellen" stehen darin. In ausgezeichnetes Deutsch übersetzt, mit einem instruktiven Vorwort des Übersetzers versehen, auf bestem Papier gedruckt und schön gebunden, wird diese Ausgabe den Kenner entzücken.

Thomas Mann, Herr und Hund. Mit 15 Abbildungen von Georg Walter Rößner. Geheftet 2 RM. (S. Fischer, Verlag, A.-G., Berlin.) Thomas Mann stellt seine Idylle aus dem privaten Leben zu nachdenklicher Erfrischung in unsere erregte Zeit. Mit seiner ganzen Meisterschaft gestaltet er den warmen weisen und heiteren Anteil am Dasein eines unmündigen Hausgenossen. Eine klassische Erzählung.

Die Hirtin und der Hinkende. Von Karl Gjellerup. Dritte Auflage. 137 Seiten 4.40 M., Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig). — Diese entzückende unsterbliche Gabe des Dichters liegt wieder in neuer vornehmer und schöner Ausstattung vor. Es ist eine Erzählung, die ganz Poesie und zartes Einfühlen in sagenhafte altgriechische Zeiten ist.

Tierpsychologie. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. F. **Sommer.** 252 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf zwei Tafeln und im Text. Preis geh. M. 6.—, in Leinenband M. 8.—. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) — Eine Tierpsychologie ist seit langem ein Bedürfnis. Über die ersten Anfänge ist unsere Wissenschaft aber nicht hinausgekommen. Deshalb ist es von größter Bedeutung, daß wir hier endlich ein abgrundetes Bild von allen Vorgängen der Tierseele erhalten. Sommers eigene Anschauungen beruhen auf langjähriger Beobachtung und experimenteller Erforschung einer Menge von Tierarten unter Vergleichung mit den Ergebnissen der Menschen-Psychologie. Dabei ist seine Auffassung im wahren Sinne tierpsychologisch, da die Frage in den Vordergrund gestellt wird, ob und wie weit Tiere außer Empfinden und Wahrnehmungen auch Vorstellungen und Verstand haben.